

Revue Alsacienne de Littérature
Elsässische Literaturzeitschrift

Le temps



N° 127

1^{er} semestre 2017

REVUE ALSACIENNE DE LITTÉRATURE

ELSÄSSISCHE LITERATURZEITSCHRIFT

Revue fondée par Auguste Wackenheim, dirigée par lui de 1983 à 1996, puis par Adrien Finck de 1997 à 2007. Elle est éditée par l'Association des *Amis de la Revue Alsacienne de Littérature*, avec le soutien du Conseil Régional d'Alsace et du Conseil Général du Bas-Rhin.

Adresse postale	Les <i>Amis de la Revue Alsacienne de Littérature</i> B.P. 30210 67005 STRASBOURG CEDEX
Courriel	ral@noos.fr
Blog	http://www.larevue-ral.blogspot.fr
Comité de rédaction	Laurent Bayart, Alain Fabre-Catalan, Jacques Goorma, Gaston Jung, Paul Schwartz, Anne-Marie Soulier, Maryse Staiber, Marie-Thérèse Wackenheim, Jean-Claude Walter.
Membre correspondant	Karlheinz Kluge
Membre d'honneur	Claude Vigée
Directrice de la publication	Maryse Staiber, Présidente de l'association
Vice-Présidents	Jacques Goorma, Paul Schwartz
Secrétaire générale	Anne-Marie Soulier
Trésorière	Marie-Thérèse Wackenheim
Réalisation	Maryse Staiber, Marie-Thérèse Wackenheim
Dépôt légal	Juin 2017
Impression	Imprimerie Parmentier, La Wantzenau

SOMMAIRE / INHALT

ÉDITORIAL	5
Anne-Marie Soulier : <i>Porte ancienne</i>	6
PATRIMOINE	
Bernard Xibaut : <i>La Contre-Réforme dans le diocèse de Strasbourg</i>	8
Rémy Valléjo : <i>Reformatio : Mille ans de réformes</i>	14
Gravure extraite d'un ouvrage de Thomas Murner	18
Jérôme Schweitzer : <i>Thomas Murner, polémiste de la Contre-Réforme</i>	19
Gabriel Braeuner : <i>Des réformes avant la Réforme</i>	20
Anne-Marie Soulier : <i>L'arbre du temps</i>	26
DOSSIER : LE TEMPS	
Anne-Marie Soulier : <i>Avec le temps</i>	28
Emma Guntz : <i>Zeitlos</i>	29
André Weckmann : <i>zeit hàn</i>	30
Aline Martin : <i>Z comme Zitt</i>	32
Alain Fabre-Catalan : <i>Le temps dévorant</i>	34
Jean-Claude Walter : <i>Saisons rebelles</i>	36
Karlheinz Kluge : <i>Wie die Zeit verstreicht</i>	40
Anne-Marie Soulier : <i>Cherchez, nomades</i>	42
Claire Krähenbühl : <i>Table du temps dressée</i>	44
Roselyne Sibille : <i>Temps de neige au bord de la nuit</i>	45
Eva-Maria Berg : <i>mit der zeit</i>	46
Sébastien Koci : <i>Combien de temps</i>	48
Wendelinus Wurth : <i>ach du liewi zeit</i>	49
Françoise Urban-Menninger : <i>Erreur sur la personne</i>	50
Thomas Weiß : <i>Schattenzeit. Herbst Fest</i>	53
Kza Han : <i>Nuits d'épacte</i>	54
Hanne Bramness : <i>Badekarets historie. Balanse.</i> (Traduction : Anne-Marie Soulier)	56
Gerda Mucker-Frimmel : <i>Vergänglich. Lacht mir die Alten nicht aus</i>	58
Isabelle Lévesque : <i>Le passage assidu</i>	59
Anne-Marie Soulier : <i>Des pas vers le soir</i>	60
Maryse Staiber : <i>Verlieren die Zeit</i>	61

Luminitza C. Tigirlas : <i>De ce matin</i>	62
Alix Lerman Enriquez : <i>Le sablier</i>	65
Yves Rudio : <i>'s Lewe in d'Sändübr</i>	66
Denis Leypold : <i>La spirale du temps</i>	67

Anne-Marie Soulier : <i>La fuite des cerfs-volants</i>	68
--	----

VOIX MULTIPLES

Denise Mützenberg : <i>Sur les hauteurs. Froideville. Arrière-pays. Herisau.</i> <i>Les rivières les disparues. Autour du poêle d'Eschallens</i>	70
Jacques-Henri Caillaud : <i>J'entrevois des escouades d'oiseaux</i>	73
Claudia Scherer : <i>Die Mieter vom zweiten Stock</i>	74
Marie-Yvonne Munch : <i>J comme Jours</i>	78
Valère Kaletka : <i>Frisbee mood. Osselets. Là. Cilice</i>	82
Claude Vancour : <i>Elle marche, anse du Brick</i>	85
Jean-Christophe Meyer : <i>Klèni elsassischi Suite. De klèn Fritz</i>	88
Michael Benaglio : <i>In der Barke</i>	94
Yvan de Monbrison : <i>Le corps du silence</i>	96
Herbert G. Pedit : <i>Was ich sehe. Alter Weg</i>	98
Pierre Zehnacker : <i>Notre dernière chance</i>	100
Dirk Christiaens : <i>Insert</i>	101

NOTICES BIO-BIBLIOGRAPHIQUES 102

Anne-Marie Soulier : <i>Cerfs-volants au crépuscule</i>	104
---	-----

CHRONIQUES

Jean-Claude Walter : <i>Chronique des arts : Nicolas de Staël</i>	106
Jean-François Biellmann : <i>Que cache le monogramme d'Albrecht Dürer ?</i>	108
Claude Fišera : <i>Eugène Jolas (1894-1952) : écrivain lorrain quadrilingue</i>	110
Helmut Pillau : <i>Wiedergeburt des Christentums aus dem Wort:</i> <i>Zur Rolle der Sprache in Luthers Theologie</i>	116

Anne-Marie Soulier : <i>Calligraphie archaïque</i>	122
--	-----

NOTES DE LECTURE 124

Helmut Pillau

WIEDERGEBURT DES CHRISTENTUMS AUS DEM WORT: ZUR ROLLE DER SPRACHE IN LUTHERS THEOLOGIE

In Luthers *Kirchenpostille* von 1522 stößt man auf eine Stelle, wo der Reformator seine Auffassung von der weltverändernden Rolle des Wortes auf eine besonders zugespitzte Weise formuliert. Durch eine Interpretation dieses Zitates und daran anschließende, weiter ausgreifende Kommentare möchte ich versuchen, eine Vorstellung von Luthers Konzeption der Sprache zu gewinnen:

Das wortt für sich selbs, on alles aufseben der person, muß dem hertzen gnugthun, den menschen beschließen und begeyffen [umschließen und berühren], das gleych drynn gefangen fuht, wie war und recht es sey, wenn gleych alle welt, alle Engel, alle fursten der hell es anderß sagten, ya, wenn gott gleych selb anderß sagt [...]. (D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Weimar, Hermann Böhlau Nachfolger, 1910, Bd. 10 1, 1. Hälfte, S. 130.)

Die Apostrophierung des Wortes durch Luther irritiert deswegen, weil das Wort hier gleichsam explodiert. Statt wie gewohnt dem Menschen zu dienen, überwältigt es ihn. Es konfrontiert ihn mit einer Unbedingtheit, an der er sich nicht mehr vorbeimogeln kann. Farbe muss er bekennen, wenn sein Herz, die Wahrheit und die Gerechtigkeit ihn herausfordern. In ihrem Lichte verblassen die üblichen Verbindlichkeiten wie die öffentliche Meinung, die Botschaften der Engel, die politischen Mächte, gar die Aussagen Gottes.

Ohne vom Wort erfasst zu sein, fehlte dem Menschen aber jegliche Orientierung. Ein ganz anderer müsste er nun werden. Diese verwandelnde Kraft kann das Wort nur erlangen, wenn es sich von allen bloß taktischen und opportunen Einkleidungen befreit. Als in diesem Sinne freies Wort vermag es im Inneren des Menschen einen Widerhall zu finden: „*Das Wort für sich selbst muss dem Herzen genugtun...*“

Mit der Metapher Herz bezeichnet Luther eine innere Weite und auch Verletzlichkeit des Menschen, die sich dieser angesichts der Zwänge der Selbstbehauptung sonst nicht erlauben kann, ohne die er aber versteinern würde. Auf sein Herz horchend, gewinnt der Mensch trotz

seiner Einbettung in die Realität einen Abstand ihr gegenüber. Er ist in ihr, ohne doch von ihr beherrscht zu werden.

Dem Wort gelingt es damit auch, der herrschenden Vernunft ein Schnippchen zu schlagen. Zur Sprache kann nun kommen, was es im Sinne dieser Vernunft gar nicht gibt, aber nach den tieferen Gewissheiten des Menschen dennoch gibt. Gegenwärtig Unsagbares wird nun sagbar. Dass das Wort überraschenderweise auf eine innere Resonanz stößt, lässt es nicht gleich wieder verfliegen. Es gerät damit in Gegensatz zur Wirklichkeit, wie sie gerade ist und wird zum Statthalter einer Wirklichkeit, die noch kommt. Indem es nicht nur eine vorgegebene Wirklichkeit reproduziert, sondern potenziell Wirklichkeit erschafft, verweist es auf die hervorgehobene Stellung des Wortes im Johannes-Evangelium. Wie mit einem Fanfarenstoß wird dort zu Beginn verkündet: „*Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.*“ (Johannes 1, 1) Indem hier Gott und Wort in eins gesetzt werden, wird – sprachphilosophisch gesehen – das schöpferische Vermögen des Wortes herausgestellt: Statt sich bloß innerhalb eines vorgegebenen Horizontes bewegen zu können, vermag es auch von sich aus ganz neue Horizonte zu eröffnen.

Dass der Mensch unter der Vormacht des Wortes seine Freiheit zu verlieren scheint, bringt Luther ziemlich drastisch zum Ausdruck. Der Mensch wird vom Wort umschlossen und gleichsam zu seinem Gefangenen. Da er aber nun aus der Wahrheit zu leben beginnt, wird er andererseits auf eine nachhaltigere Weise frei als zuvor. An dieser Stelle muss ich an Luthers Schrift über *Die Freiheit eines Christenmenschen* denken. Die hier gemeinte Freiheit soll ja auch einer höheren Gefangenschaft, nämlich der Bindung an Gott, entspringen, die dem Menschen eine innere Unabhängigkeit gegenüber den Dingen der Welt verschafft. Inwiefern Bindung geradezu eine Voraussetzung von Freiheit sein kann, veranschaulicht Luther in dieser Schrift übrigens anhand der Liebe: „*Liebe aber, die ist dienstbar und unterthan, dem das sie lieb hatt.*“ (Luthers Werke, Bd. 7, 1897, S. 21). Es handelt sich hier also um eine solche Bindung, die Freiheit stiftet, statt sie zu verhindern.

Um die Explosivität dieses Wortes besonders einzuschärfen, lässt es Luther sogar in Opposition zu den Aussagen Gottes treten. Damit scheint er aber über das Ziel hinauszuschießen. Denn es versteht sich doch von selbst, dass das freie Wort letztlich in Gott gründet. Sollte der Mensch, momentan angerührt durch dieses Wort, in einen Gegensatz zu Gott selbst, seinen Aussagen, geraten? Dass sogar den Aussagen Gottes für Luther nicht

eine letzte Verbindlichkeit zukommt, lässt mich an seine Haltung zur schriftlichen Fixierung dieser Aussagen denken. Ich möchte also die gestellte Frage nicht aus dem inhaltlichen Zusammenhang des Zitats heraus beantworten, sondern nun auf einer ganz allgemeinen Ebene Luthers Theologie der Sprache näher ins Auge fassen.

Obwohl Luther die Bibel, auch in Abgrenzung zur alten Kirche, in den Mittelpunkt seiner Theologie rückt, kennzeichnet er sich auch durch eine Skepsis gegenüber einer schriftlichen Fixierung von Gottes Wort. In dieser Gestalt verwandelte es sich allzu leicht in einen Fetisch. Bewusst ist Luther, dass doch das eigentlich befreiende Wort wieder zu einer einschüchternden Autorität, einem „papiernen Papst“ werden kann (Joachim Ringleben, *Gott im Wort. Luthers Theologie von der Sprache her*, Tübingen, Mohr Siebeck, 2010, S. 409). Statt nur wie das verschriftlichte Wort die Wahrheit zu konservieren, vermag das mündliche Wort dieselbe auch beim Menschen zu erwecken.

Luther formuliert diesen Vorrang der mündlichen vor der schriftlichen Sprache einmal auf eine sehr deutliche und komplexe Weise:

Evangelion aber heysst nichts anders, denn ein predig und geschrey von der gnad und barmhertzigkeytt Gottis, durch den herren Christum mit seynem todt verdienet und erworben, Und ist nicht eygentlich das, das ynn büchern stebet und buchstaben verfasst wirt, sondern mehr eyn mundliche predig und lebendig wort, und ein stym, die da ynn die gantz welt erschallet und offentlich wird außgeschryen, das mans uberall hörte. (Luthers Werke, Bd. 12, S. 259. Aus: Epistel Sanct Petri gepredigt und ausgelegt.)

Es frappiert, dass nach Luther die Verkündigung des Evangeliums nicht eine kontrollierte Rede, sondern ein „geschrey“ sein soll. Am Schluss des Zitates klingt das nochmals an, wenn es heißt: „*offentlich wird außgeschryen.*“ Während man das Wort, jedenfalls als eigenes Wort, noch unter seiner Kontrolle hat, hat man beim Schrei diese Kontrolle verloren. Aus Not oder auch überschwänglicher Freude ist man außer sich geraten. Man kann nun nicht mehr anders, als sich seiner Umwelt auf eine, auch sinnlich direkte Weise mitzuteilen. Der Schrei impliziert überdies immer Öffentlichkeit. Insofern könnte der Schrei wie eine spontane Keimzelle der Sprache erscheinen, die einen ja auch über sich selbst hinweg und damit zum Anderen führt. Hierbei vergisst Luther auch nicht die Rolle der Stimme („*stym*“: Zur Rolle der Stimme in Luthers Theologie cf. Joachim Ringleben, S. 422-423). Durch sie wird man selbst innerhalb einer kommunikativen Situation so gegenwärtig, wie man wirklich ist und nicht nur so, wie man sein will. Durch die Stimme wird von vornherein ein

lebendiger Kontakt zwischen den Menschen hergestellt, zunächst ganz unabhängig vom Inhalt der Rede. Der Sprecher vermittelt dem Hörer nicht nur seine Gedanken, sondern auch sich selbst, in seiner leiblichen Eigenart. So wird gewährleistet, dass diese Gedanken vom Hörer nicht nur intellektuell, sondern auch emotionell aufgenommen werden.

Das Evangelium kann also nach Luther nur dann öffentlich wirksam werden, wenn es nicht in „*büchern*“ und „*buchstaben*“ eingeschlossen bleibt. Lebendig macht es allein die mündliche Rede. Auf seine schriftliche Fixierung kann zwar nicht verzichtet werden; dies gilt Luther aber nach der Formulierung des Theologen Ringleben nur als „*Notbehelf*“ (Ebd., S. 407). Im mündlichen Aggregatzustand verzichtet man auf den Besitzanspruch an das eigene Wort und überantwortet es dem hörenden Anderen.

Allerdings besteht die Gefahr – in der Kirche wie auch der Kultur überhaupt –, dass dasjenige, was zunächst nur als „*Notbehelf*“ gelten mag, zum Regelfall wird und der Sinn der Sprache, die lebendige Kommunikation, verblasst. Aus „*ausnahmsweise*“ wird schleichend „*normalerweise*“. Obwohl Luther gern das damals avancierteste Medium, d. h. den Buchdruck, für seine Zwecke nutzt, kämpft er doch in seiner Theologie gegen eine solche Entwicklung. Bemerkenswert finde ich, wie er trotz der optimalen Nutzung dieses neuen Mediums doch nicht in seinen Bann gerät. Er ist nicht Freak des verschriftlichten oder gar gedruckten Wortes, sondern des mündlichen Wortes.

Überraschen kann übrigens, dass nicht nur Luther, der große Befreier der deutschen Sprache, sondern auch Goethe, der größte deutsche Dichter, der Verschriftlichung der Sprache skeptisch gegenübersteht. So schreibt er in seiner Autobiographie *Dichtung und Wahrheit*: „*Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede.*“ (Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, Bd. 9, 1961, S. 447) Die Sprache entfernt sich durch das Schreiben und das einsame Lesen so sehr von der lebendigen Kommunikation, dass ihr ursprünglicher Sinn in Vergessenheit zu geraten droht.

Sich sklavisch an die Buchstäblichkeit der Schrift zu klammern, könnte aus der Sicht Luthers dazu führen, Gott in seiner unbegreiflichen Lebendigkeit zu verfehlen. Deswegen wäre es vielleicht sogar im Sinne Gottes, wenn man sich, angerührt durch das Wort, von den schriftlich fixierten Äußerungen Gottes löste. Sich von diesem Wort bewegen und zugleich zu einem entsprechenden Handeln motivieren zu lassen, wäre allemal besser als an den schriftlich festgehaltenen Worten Gottes kleben zu

bleiben wie die Schriftgelehrten. Das zündende Wort erstarrte dann wieder, wenn es als verschriftlichtes Wort bloß zum Gegenstand der Kontemplation wie eben bei den Schriftgelehrten oder Mönchen werden würde. Das gelehrte Studium der Schrift kann nur eine – wenn auch unverzichtbare – Zwischenstation sein.

Indem das Wort Gottes nicht als starres Gesetz, sondern im Sinne des Evangeliums als Quelle eines fruchtbaren Handelns verstanden wird, wird Luthers Rede von einem Umschlossen-, gar Gefangenwerden des Menschen durch das Wort wieder relativiert. Von einem Wort gepackt zu werden, scheint zunächst zu bedeuten, seine Freiheit zu verlieren. Andererseits kann man nur von etwas gepackt werden, was einem selbst, im tiefsten, noch verborgenen Inneren entspricht. So vermag ein Wort aus den Zwängen der Anpassung und Eigeninteressen zu lösen und auf unerwartete Weise zu aktivieren. Der Mensch gerät zwar unter die Dominanz des Wortes, lässt es aber durch sein *eigenes* Handeln erst richtig lebendig werden. Hier kommt also die menschliche Freiheit wieder ins Spiel, die durch die Macht des Wortes erstickt zu werden schien. Wenn das Handeln des Menschen aber nur Umsetzung des Wortes aus blindem Gehorsam wäre, müsste es fruchtlos bleiben. Das Resultat dieses Handelns wäre so tot wie das zum toten Buchstaben geronnene Wort, woran sich das Handeln orientierte. Fruchtbarkeit des Handelns und Freiheit des Handelns gehören also zusammen. Frei zu handeln, bedeutet jedoch nicht, eigenmächtig zu werden, sondern das Wort aus freien Stücken umzusetzen. Die Freiheit dient hier dem Wort, statt darüber zu triumphieren. Indem sich der Mensch von dem Wort „*in seinem Herzen umschließen und berühren*“ lässt, wird er zu einem Handeln im Sinne des Wortes fähig.

Gerade weil das Wort als nacktes, ungeschütztes Wort so schwach ist, kann es etwas bewegen, sobald sich das Bestehende nur noch durch die pure Macht zu halten vermag. Seine Ungeschütztheit im Sinne eines Verzichts auf die üblichen Rückversicherungen der Macht und der Vernunft verleiht ihm seine eigentümliche Sprengkraft. Nur wenn Gott den einzigen Rückhalt bildet, kann, wie Luther zu Beginn seiner politischen Schrift *An den christlichen Adel deutscher Nation* von 1520 erklärt, ein „*gut werk*“ gelingen:

Das erste, das in disser sachen furnehmlich zuthun, ist, das wir uns ybe [stets] fursehen mit grossem ernst, und nit etwa anhuben mit vortrawen [Vertrauen] grosser macht odder vernunfft, ob gleich aller welt gewalt unser were; dan gott mag und wils nit leyden, das ein gut werk werde angefangen im vertrawen eygener macht und vernunfft. (Luthers Werke, 1888, Bd. 6, S. 405)

Dass das Wort nach der Überzeugung Luthers der Welt insgesamt Paroli zu bieten vermag, kommt zweifellos in den letzten beiden Strophen seines berühmtesten Kirchenliedes: *Ein feste Burg ist unser Gott* am eindrucksvollsten zum Ausdruck. Die scheinbare Permanenz weltlicher Verhältnisse, die Luther auf die Macht des „Fürsten dieser Welt“, also den Teufel, zurückführt, verfliegt, sobald nur das Wort laut wird. So schließt die dritte Strophe: „*Ein Wörtlein kann ihn fällen.*“ Zu Beginn der vierten, der letzten Strophe heißt es: „*Das Wort sie sollen lassen stahn / und kein Dank dazu haben.*“ Sie, all die so vernünftigen und realistischen Leute, können dem Wort deswegen nichts anhaben, weil es ihre Vernunft und ihren Realismus in die Schranken zu weisen vermag. Zugleich in Gott und der Welt wurzelnd, rückt es die Relativität oder Endlichkeit dieser „weltlichen“ Maßstäbe ins Licht.

Aufhorchen lässt das Wort, weil in ihm etwas zu Vorschein kommt, was sonst keine Rolle spielt. Dass es anzurühren vermag, obwohl es den herrschenden Verhältnissen widerspricht, macht seine Brisanz aus. Es bringt, anders gesagt, etwas zur Sprache, was man im Grunde seines Herzens immer schon wusste, aber angesichts der Zwänge der eigenen Selbstbehauptung gar nicht mehr wissen wollte. Deswegen lässt es einen auch dann nicht mehr los, wenn man es aus seiner Agenda längst gestrichen hat. In diesem Sinne bleibt es „*stahn*“.